

Trauma, Vulnerabilität und Vulneranz

Nicht nur das Erfahren, auch das Bezeugen von Traumata ruft schroff die Erinnerung an die anthropologisch universale Vulnerabilität des Menschen wach: Niemand ist davor gefeit, in potentiell traumatische Situationen zu geraten. Genauer gesprochen erschüttert die traumatische Erfahrung — zumal, wenn sie früh im Leben eintritt — ebenjene Sorglosigkeit, welche der Verdrängung dieser Tatsache im Alltag zu verdanken ist. Aus einer psychoanalytischen Perspektive erscheint an der Verbindung der Begriffe Trauma und Vulnerabilität dieser Rückbezug interessant: Während die Leichtigkeit des nicht von Traumata gezeichneten Lebens auf einem Grundvertrauen (Müller, 2017) basiert, das die Vulnerabilität des menschlichen Daseins im Alltäglichen vergessen lässt, besteht ein Symptom vieler traumatisierter Menschen genau darin, diese Vulnerabilität nicht vergessen, geschweige denn hinreichend stabil verdrängen zu können (OPD-3, S. 25ff.). Dies kann nicht nur die traumatisierten Menschen selbst betreffen, sondern auch alle professionell mit diesem Thema befassten, also auch in eine Pädagogik bei Verhaltensstörungen involvierte Fachkräfte. Ihr (fast) täglicher Umgang mit diesen Themen schneidet sie von dem normalisierten Diskursraum ab, in dem Traumata einen Einschnitt, eine Unterbrechung bedeuten und zieht sie in eine Welt hinein, in der traumatische Ereignisse und deren Folgen Teil der Lebenswelt sind und nicht mehr nur gelegentlich wahrgenommene Fernsehberichte oder Schlagzeilen. Diese Hypervisibilität der vulnerablen Konstitution des Menschen, diese *Vigilanz*, ist nur eine von vielen möglichen Verbindungslinien zwischen den Diskursen zu Trauma einerseits und Vulnerabilität und Vulneranz andererseits. Insgesamt entfaltet vorliegender Beitrag drei Thesen. Diese befassen sich erstens mit der Vulnerabilität und Vulneranz traumatisierter Menschen, zweitens mit der Vulneranz, die sich aus der diskursiven Isolation von Traumata ergibt, und drittens mit der Vulnerabilität und Vulneranz der Fachkräfte.

1. Vulnerabilität und Vulneranz – Opfer und Täter?

Mit Blick auf die Betroffenen kann der Fokus auf Vulnerabilität und Vulneranz eine Chance zur Überwindung dichotomer Täter-Opfer-Figurationen bieten. Er kann – wenn er verkürzt in den Diskurs eingeführt wird – im Gegenteil aber auch zu einer Verhärtung dieser beitragen: Wenn Vulneranz mit Täter-Sein und Vulnerabilität mit Opfer-Sein identifiziert wird, kommt es lediglich zu einer Verschiebung bzw. Umbenennung der Dichotomie. Die Frage lautet hier also: Wie muss Vulneranz verstanden werden, um zu einer Überwindung (statt zu einer Verhärtung) von Täter-Opfer-Spaltungen beizutragen? Möglichkeitsbedingung einer solchen nicht-dichotomen bzw. nicht-spaltenden Reflexion ist eine anthropologische Betrachtung der Vulneranz, die *jedem* Menschen innewohnt. Statt der einseitigen Assoziationen erlaubt dies eine Überkreuzung der Terme dadurch, dass sodann auch gefragt wird, worin die Vulneranz des Opfers und worin die Vulnerabilität des Täters besteht.

Um dies nachvollziehbar zu machen, bedarf es daher zunächst einer anthropologischen Erkundung. Während die Vulnerabilität des Menschen offenkundig und unumstritten anthropologisch universal ist, führt der Begriff der Vulneranz zu einer interessanten Streitfrage, die bis heute Gräben zwischen psychoanalytischen Schulen zieht. Zwar ist es ebenso fraglos, dass jeder Mensch auch das Potential zu verletzen in sich trägt, doch divergieren die Antworten bzw. die anthropologischen Herleitungen dazu, *warum* dies so ist und welche Formen von Aggression dem Menschen *wozu* dienlich sind. Die diesbezügliche psychoanalytisch-anthropologische Gretchenfrage lautet nach wie vor: *Sag, wie hältst du's mit dem Todestrieb?* Es vollzog sich im Angesicht des Krieges, dass Freud seine Triebtheorie ab 1920 umschrieb: Der Todestrieb sei ebenso Teil der Natur des Menschen wie der Selbsterhaltungstrieb – eine theoretische Position, der sich späterhin nur die wenigsten anschließen würden (in Schulen gedacht zuvorderst Lacan und Klein). Nicht nur in der Pädagogik waren humanistische Positionen, die den Menschen erst einmal für von Natur aus gut halten, beliebter; auch in der psychotherapeutischen Szene finden die Schulen Kleins und Lacans eher wenige Anhänger:innen (Peichl, 2007, S.122ff.). Mit Blick auf das Thema Vulneranz liefern diese jedoch ertragreiche Inspirationen.

Zwar fällt der Begriff im Theoriegebäude Melanie Kleins nicht explizit, doch wird bereits in der Säuglingsbeobachtung konsequent nach der Bedeutung des Verletzungspotentials für die Subjektkonstitution gefragt. Die Entdeckung der eigenen Vulneranz beginnt kleinianisch gedacht mit der Erfahrung, die Brust der Mutter oral-aggressiv zu beißen, und steht insgesamt in Zusammenhang mit der Entdeckung der eigenen Handlungsfähigkeit, dem Einziehen einer Ich-Grenze und der Genese des Über-Ichs, die bei Klein (im Gegensatz zu Freud) daher schon vor der ödipalen Phase beginnt (Klein, 1932). Vulneranz ist bei Klein demnach nicht nur ein ‚Problem‘, sondern auch eine *Triebfeder diverser Entwicklungsprozesse*. Ohne Entdeckung der eigenen Vulneranz, keine Stabilisierung der Ich-Grenze und keine Errichtung des Über-Ichs. Die libidinösen Triebe und die Prozesse der Identifikation nämlich umschreiben nur die Genese des Ich-Ideals; die Genese des verbotenden und begrenzenden Aspekts des Über-Ichs aber vollzieht sich durch Umwendung der Aggression, die sich nun gegen das Subjekt selbst richtet (diese Position teilen Freud und Klein; Freud, 1930). Die eigene Vulneranz wird laut diesen psychoanalytischen Perspektiven also nicht erst entdeckt, wenn ein Kind alt genug ist, um die Erfahrung zu machen, dass es entgegen den Regeln des Über-Ichs andere verletzt hat, also ethische Grenzlinien und Verbote übertreten hat. Fundamentalere noch, gilt die entwicklungspsychologisch früher erfolgende Entdeckung der eigenen Vulneranz als Grundstein dafür, überhaupt ein Über-Ich einzusetzen. Dies geschieht, um die Beziehung zu den Elterninstanzen, von denen man schließlich abhängig ist, zu schützen (Freud, 1930, S. 255) – was wiederum bedeutet: die eigene Vulnerabilität wird dem Kind im Zuge der Entdeckung der eigenen Vulneranz schmerzlich bewusst, da man für diese (in der kindlichen Phantasie und/oder in der äußeren Realität, also tatsächlich) durch Entzug der Bezugsperson oder sonstwie bestraft werden könnte.

Was kann man sich in dieser Spur über die Bedeutung von Vulneranz für traumatisierte Menschen erschließen? Eindrückliche Beispiele für diese Verschränkungen sind Fallanalysen zum Themenfeld Täter-Introjekte als Verfolger *und* Beschützer oder auch zu Rachephantasien (Deistler & Vogler, 2002, S. 193ff.). Wenn ein traumatisierter Mensch sich in (Tag-)Träumen Rachephantasien ausmalt, gilt dies als gutes (prognostisches) Zeichen, da dies erstens nur möglich ist, wenn man von Täter-Introjekten hinreichend befreit ist und

da dies zweitens in der Phantasie einen Weg zu einer dritten Position jenseits der Opfer-Täter-Dichotomie ebnet (Klose, 2011, S. 55).¹ In beiden Verarbeitungsmodi sind diese Phantasien zu Beginn versperrt: im ausagierenden, fremdaggressiven Modus werden sie verunmöglicht durch die unbewusste oder bewusste Angst vor sich selbst, dass man seine aggressiven Phantasien wahr machen könnte. Fixiert in der Opfer-Position sind sie durch die Täter-Introjekte verboten und daher ebenso unmöglich. Auf beiden Seiten der Dichotomie können Phantasien der Vulneranz also zunächst nicht genossen werden. Diese bilden jedoch eine Passage im Traumaverarbeitungsprozess. Daher wird das Nicht-Phantasieren-Können, bei dem Gefühle von Wut und Hass (auch in der Übertragung) keinen Raum und keine Symbolisierung finden, ebenso als Sackgasse beschrieben wie das nicht-phantasierte, also reale Täter-Werden als Reinszenierung mit vertauschten Rollen (Hirsch, 1999, S. 239). Das Genießen tagträumerischer aggressiver Phantasien oder auch – für Melanie Klein sehr wichtig – die spielerische Inszenierung von Aggression mit Puppen, Spielfiguren etc. stärkt hingegen via Exploration der eigenen Vulneranz das Selbstgefühl, stabilisiert die Ich-Grenze und schafft einen inneren sicheren Ort aus Phantasien der Wehrhaftigkeit. Man denke hier z.B. an die Metaphoriken bewaffneter Festungen, die Schutzgeister etc. in den Imaginationsübungen zum inneren sicheren Ort (Reddemann, 2007). Diese zeigen eindrücklich, dass der innere sichere Ort nicht nur vulnerabel ist, sondern eben auch vulnerant. Analoge Beispiele finden sich in Konzepten von Boxen bzw. Kampfsport als Teil von Traumatherapien oder in Analysen aggressiv gefärbter Zeichnungen. Wird die Bedeutung dieser heilungsförderlichen Phantasien von Vulneranz von Seiten der Fachkräfte nicht anerkannt, verteufelt oder symbolisch exkludiert, beeinträchtigt dies erstens die Emotionsregulation (durch Tabuisierung dieser

1 Manchen scheint das Wort ‚Rachephantasien‘ vielleicht als ein sehr starker Begriff. Diese gesellschaftliche Ächtung von Rachephantasien zeigt sich auch darin, dass diese zumeist nicht gänzlich unverkleidet auftauchen, sondern mit einer Verschiebung einhergehen: Geträumt wird, dass ein anderer Mensch oder eine phantastische Figur sich rächen würde; gelegentlich tauchen sie kombiniert mit Rettungsphantasien auf (märchenhaft: der Prinz tötet die böse Hexe und befreit die Prinzessin); auch die Verschiebung auf transzendente Figuren (mythologisch: Die Götter sorgen für ausgleichende Gerechtigkeit/nemesis) und viele weitere Varianten sind möglich.

Gefühle) sowie zweitens die Integration aggressiver Triebe – was ein Ausagieren dieser begünstigt und schnell in Teufelskreise mündet. In derselben Linie mahnt auch Volmer (2017) an, dass Traumapädagogik auf eine Integration von Aggression in der Theoriebildung, aber auch ganz konkret in der Praxis angewiesen ist. Dies gilt auch für die Fachkräfte: „Ohne Wut und ohne positive Aggression werden Traumapädagog:innen den ihnen anvertrauten traumatisierten Kindern und Jugendlichen keine sicheren Orte bieten können“ (ebd., S. 230). Das Phantasieren bzw. Explorieren der eigenen Vulneranz ist das Antidot zu dem Ohnmachtserleben und asymbolischem Ausagieren, vom dem sich gewaltsame Eskalationen nähren. Eine Regulation und Integration aggressiver Triebe ist schließlich nur möglich, wenn diese bewusst erlebt werden.

2. Diskursive Isolation

Das Soziale Modell von Behinderung im Kontext Trauma ernstzunehmen bedeutet, die diskursive Isolation traumatisierter Menschen in den Blick zu nehmen.² Hier geht es demnach um die der diskursiven Ordnung innewohnende Vulneranz.

Zu den offensichtlichsten Beispielen diskursiver Isolation zählen stigmatisierende oder täter-sympathisierende Berichterstattungen, Täter-Opfer-Umkehr, Bagatellisierungen oder Berichterstattungen, welche die Glaubwürdigkeit und/oder Integrität der Betroffenen attackieren. Viele Formen diskursiver Isolation operieren homolog zu Spaltungen auf intra- und intersubjektiver Ebene in kontrastierenden Modi: So gibt es zum Beispiel billige Skandalisierungen in der Logik massenmedialer Aufmerksamkeitsökonomie einerseits und Nicht-Berichten als Wegsehen andererseits oder auch intrusiven Voyeurismus in der Befragung der Personen einerseits und Desinteresse an den singulären Lebensgeschichten andererseits. Es ließen sich viele weitere Beispiele für die diskursive Isolation traumatisierter Menschen anführen. Traumata werden zum Schweigen gebracht und/oder abgekapselt, was als Spiegelungsphänomen bzw. als kollektive Dissoziation verstanden werden kann. Dies behindert – im

2 Eine sehr gelungene kritische Zusammenfassung des aktuellen Diskursstandes zum Sozialen Modell und dessen Rezeption findet sich bei Zander (2022).

Sinne des Sozialen Modells – intrapsychische integrative Prozesse durch mangelnde Integration auf diskursiver Ebene.

Ein subtileres Beispiel, das gut gemeint ist und gerade dadurch auf die komplexen Verwobenheiten von Vulnerabilität und Vulneranz verweist, ist die kulturelle Praxis, Zeitungs- oder Blogartikel mit einer sog. ‚Triggerwarnung‘ oder ‚content note‘ zu versehen, die aufgrund verschiedener Kritiken mittlerweile wieder seltener geworden ist.³ Im ersten Band hiesiger Buchreihe (Keul, 2025) wurde das Paradox, dass Schutzmaßnahmen zu einer Schwächung der Resilienz beitragen können, als „Verletzlichkeitsparadox“ bezeichnet. Dieser Effekt zeigt sich auch in diesem Beispiel: Die Absicht hinter den ‚Triggerwarnungen‘ wollte als eine traumasensible verstanden werden. Die entsprechenden Zeitungen, Blogs etc. taten dies in dem Glauben, dass man traumatisierte Menschen ‚vorwarnen‘ und schonen müsse. Die Paradoxie besteht darin, dass genau diese ‚Schutzmaßnahme‘ die Adressierten auf ihre Opfer-Rolle festschreibt und die diskursive Isolation der adressierten Phänomene wiederholt. Neben der Bagatellisierung bzw. Inflationierung des Traumbegriffs lässt sich daran auch der Paternalismus gegenüber den Betroffenen kritisch diskutieren. Das Verletzlichkeitsparadox kann in diesem Fall als dialektischer Umschlag ins Gegenteil beschrieben werden: Die vorgeblich traumasensible Rücksicht bringt die Mahnung an Traumatisierte, Rücksicht auf andere zu nehmen, als latenter Sinngehalt mit sich. Die vorgebliche Praxis des Mitgefühls, geht mit einer Lizenz zum Wegschauen einher, da sie auch den Nicht-Betroffenen erlaubt, sich im Namen der ‚Selbstfürsorge‘ nicht mit diesen Themen zu befassen und dies als positiv konnotierte ‚Sensibilität‘ und ‚Empfindsamkeit‘ zu erachten.

3. Vulnerable Lehrkräfte und vulnerante pädagogische Haltungen

Selbstredend gibt es zahlreiche Ausgestaltungen mit Blick auf die Vulneranz von Lehrkräften und anderen Fachkräften. Schließlich

3 Weitere Beispiele für Vulnerabilisierungen durch entgleiste Versuche, vulnerable Gruppen vor Verletzungen zu schützen, finden sich in Berendsen, Cheema & Mendel (2019).

befinden sich diese in einer Machtposition. Da in diesem Beitrag der Fokus auf Trauma liegt, soll hier jedoch nur auf für dieses Thema spezifische Phänomene eingegangen werden: Darunter fallen die Mitgefühls-Erschöpfung (Lemke, 2021; Sennekamp, 2023, S. 238ff.) und Phänomene der Abstumpfung bzw. der ‚Moral der Abhärtung‘ – Formen einer *déformation professionnelle*. Diese werden in substantiellem Ausmaß durch schulische bzw. organisatorische Rahmenbedingungen, (Schul-)Leitungshandeln, Arbeitslast, interkollegiale Relationen und andere institutionelle sowie gesamtgesellschaftliche Dynamiken mitgeprägt, weswegen eine Individualisierung dieser unzulässig ist. Auch die Abstumpfung ist demnach kein individuelles Problem, sondern das Risiko einer solchen erwächst aus der Struktur des Phänomens Trauma und der Institutionen, in denen dieses ‚bearbeitet‘ wird.

Die Unterscheidung zwischen Abstumpfung und Mitgefühls-Erschöpfung schlage ich vor, da man erst erschöpft sein kann, wenn man länger an etwas gearbeitet hat. Mit ‚Abstumpfung‘ assoziiere ich jedoch vor allem eine gewisse Form von ‚Initiationsritus‘, von dem im Bereich der Pädagogik bei Verhaltensstörungen leider recht häufig – wenngleich sicherlich nicht an allen Institutionen – berichtet wird. Bei diesem wird Praktikant:innen, Referendar:innen und anderen, die neu in dieses Arbeitsfeld kommen, auf betont drastische Weise verdeutlicht, dass es eine Form von ‚Stumpfheit‘ oder ‚Abhärtung‘ bräuchte, um dort zu arbeiten. Ich denke dabei an Äußerungen aus Praktikumsberichten wie z.B.: ‚Damit musst du klarkommen‘ oder ein sarkastisches ‚Willkommen in der ESE!‘ als Kommentar eines Praktikumsbegleiters zu einer Studentin, die gerade von einem Schüler körperlich angegriffen wurde. In einem Fall war die Überzeugung, dass es ein solches Abhärtungsritual brauche, so gefestigt, dass der Praktikumsbegleiter affirmativ erzählte, dass er die Praktikant:innen am ersten Tag einmal ‚absaufen‘ lasse, da dieser ‚Schock‘ dabei helfe, in diesem Arbeitsfeld anzukommen. Berichte dieser Form verdeutlichen, dass es neben der Mitgefühlsererschöpfung Praktiken in verschiedenen Ausprägungsgraden gibt, welche durch Abhärtung oder Abstumpfung die Mitgefühlsererschöpfung gewissermaßen ‚präventiv‘ verhindern sollen. Das wäre die freundliche Formulierung. Weniger benevolent betrachtet könnte man diese Praktiken auch als Formen der Verrohung, als *déformation professionnelle* eben, beschreiben. Häufig geht dies mit einer narzisstischen Beset-

zung dieser ‚abgehärteten‘ Konstitution einher, die nicht nur eine machtvolle Geste gegenüber den Neulingen umfasst, sondern auch der Abgrenzung gegenüber anderen Arbeitsfeldern dienen kann (‚Bei uns landen die Fälle, bei denen andere sofort aufgeben‘).⁴

Auch diese Haltung hat ‚gute Gründe‘ und auch dieses Phänomen ist in gesellschaftliche Dynamiken eingebettet: Der Coping-Mechanismus ergibt sich aus der Tatsache, dass mit Blick auf Trauma fehlende Sensibilität bei gleichzeitigem Alarmismus als diskursiv normalisierte Haltung gilt. Diese Haltung ist jedoch für professionell mit dem Themenfeld Trauma befasste Menschen nicht praktikabel: schließlich kann man nicht alltäglich alarmiert sein. Die diskursive Isolation betrifft in diesem Sinne nicht nur die Traumatisierten selbst, sondern auch die Fachkräfte werden – wie einleitend dargelegt – in eine andere Welt eingezogen. An die Stelle des erhöhten Arousal, des Alarmismus, tritt daher bei vielen professionell Helfenden eine Sensibilität mit verschobener Schwelle. Diese Sensibilität mit verschobener Schwelle erscheint von außen betrachtet bzw. von ihrer Rückseite her jedoch zuweilen als Abstumpfung. Einerseits erlaubt dies ein Coping mit den Anforderungen dieses Berufs, andererseits ergibt sich dadurch eine Vulneranz, welche auch einen selbst vulnerabilisiert, insofern hier die Härte gegen andere (‚Willkommen in der ESE!‘) und die Härte gegen sich selbst (‚So etwas muss ich aushalten können, wenn ich hier arbeiten will‘) Hand in Hand gehen. Auch hier ist es demnach wichtig, nicht in Dichotomien zu denken, sondern immer wieder die *Verschränkung von Vulneranz und Vulnerabilität* in den Blick zu nehmen.

4 Obwohl diese Phänomene allen, die im Kontakt zur Praxis stehen, bekannt zu sein scheinen, gibt es leider noch keine systematischen Forschungen zu diesen Dynamiken in der PbV, weswegen sie hier nur anekdotisch illustriert werden. Ein Füllen dieser Forschungslücke erschien mir jedoch nicht nur für die Theoriebildung, sondern – vielleicht sogar vor allem – für die Praxis als sehr bedeutsam. Theoretische Anregungen für eine solche Forschung sowie zur Konzeptualisierung präventiver Maßnahmen gegen kollegiale Dynamiken der Abstumpfung und der narzisstischen Besetzung einer ‚Moral der Abhärtung‘ ließen sich z.B. in den Studien zum Helfer-Syndrom von Schmidbauer (Schmidbauer, 2015, S. 48–60) finden.

4. Fazit

Der Beitrag fragte nach Verbindungen zwischen Vulneranz/Vulnerabilität und Trauma auf drei Ebenen: für die Betroffenen bzw. auf Subjektebene (1.), auf diskursiver Ebene (2.) und mit Blick auf die Fachkräfte (3.). Auf allen drei Ebenen zeigte sich, dass das Begriffspaar Vulneranz und Vulnerabilität ertragreiche Perspektiven eröffnen kann, wenn dabei insbesondere die Verschränkung der beiden Terme in den Blick genommen wird, um einer Dichotomisierung vorzubeugen. Dies ist zwar prinzipiell bedeutsam, doch mit Blick auf Trauma besonders erwähnenswert, da der Gegenstand Trauma mit einem erhöhten Risiko einhergeht, in Täter-Opfer-Spaltungen zu verharren bzw. sich in der Gegenübertragung in solche verstricken zu lassen. An verschiedenen Beispielen wurde gezeigt, wie sich diese Verschränkung ausgestaltet: Entwicklungspsychologisch erwies sich die Entdeckung der eigenen Vulneranz als hochbedeutsam. Diese ist in der Genese des Über-Ichs mit der anthropologisch universalen Vulnerabilität (durch die Tatsache der existentiellen Abhängigkeit des Kindes) verbunden. Die besondere Rücksicht auf vulnerable Gruppen in Form der ‚Triggerwarnung‘ in massenmedialen Diskursräumen ging im Sinne des Verletzlichkeitsparadoxes mit einer vulneranten Rückseite einher. Zuletzt wurde gezeigt, dass die Berufskrankheiten der Mitgefühlerschöpfung und der Abstumpfung auf die Vulneranz sowie zugleich auf die Vulnerabilität von Fachkräften verweisen. Vulneranz sollte daher ebenso wie Vulnerabilität als anthropologischer Begriff verstanden werden, als ein Thema, das alle Menschen betrifft und das ebenso für alle mit Entwicklungsaufgaben verbunden ist.

Literatur

- Berendsen, E., Chemma, S. & Mendel, M. (2019). Triggerwarnung – Identitätspolitik zwischen Abwehr, Abschottung und Allianzen. Berlin: Verbrecher-Verlag.
- Deistler, I. & Vogler, A. (2002). Einführung in die Dissoziative Identitätsstörung – Therapeutische Begleitung von schwer traumatisierten Menschen. Paderborn: Junfermann-Verlag.
- Freud, S. (1930). Das Unbehagen in der Kultur. In Mitscherlich von A., Richards A. & Strachey J. (Hrsg.), Ders.: Freud-Studienausgabe. Bd. Fragen der Gesellschaft, Ursprünge der Religion (S. 191-270). Zürich: Ex Libris.

- Hirsch, M. (1999). *Realer Inzest – Psychodynamik des sexuellen Mißbrauchs in der Familie*. Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Keul, H. (2025). *Vulnerabilität, Vulneranz, Resilienz – Paradoxe Machtwirkungen*. Baden-Baden: Karl-Alber-Verlag.
- Klein, M. (1932). Early stages of the Oedipus conflict and of superego formation. In *The Psycho-Analysis of Children* (S. 123-148). New York: Delacorte.
- Klose, B. (2011). Racheimpuls als Ausdruck regulativer Psychodynamik und Racheverzicht als kulturelle Forderung – Klinische Überlegungen. In Karger, A. (Hrsg.), *Vergessen, vergelten, vergeben, versöhnen? – Weiterleben mit dem Trauma* (S. 53-66). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Lemke, J. (2021). *Sekundäre Traumatisierung*. Kröning: Asanger-Verlag.
- Müller, T. (2017). „Ich kann Niemandem mehr vertrauen.“ – Konzepte von Vertrauen und ihre Relevanz für die Pädagogik bei Verhaltensstörungen. Bad Heilbrunn: Verlag Julius Klinkhardt.
- OPD-3 AG „Ereignis- und Traumaverarbeitung“/Trauma-Modul (2024). *OPD-3 Manual zur Ereignis- und Traumaverarbeitung – Psychodynamische Verarbeitung von belastenden Lebensereignissen*. Bern: Hogrefe.
- Peichl, J. (2007). *Die inneren Trauma-Landschaften – Borderline, Ego-State, Täter-Introjekt*. Stuttgart: Schattauer-Verlag.
- Reddemann, L. (2007). *Imagination als heilsame Kraft – Zur Behandlung von Traumafolgen mit ressourcenorientierten Verfahren*. Stuttgart: Klett Cotta.
- Schmidbauer, W. (2015). *Hilflose Helfer – Über die seelische Problematik der helfenden Berufe*. Reinbek: rororo.
- Sennekamp, W. (2023). Selbstreflexion in der Beratung traumatisierter Klient:innen. In Kizilhan, J. I. & Klett, C. (Hrsg.), *Lehrbuch Transkulturelle Traumapädagogik* (S. 235-248). Weinheim & Basel: Beltz-Juventa.
- Volmer, J. (2017). ...damit traumapädagogische Ideen nicht an der Realität zerschellen – Dreierlei Anregungen für die Weiterbildung. In Zimmermann, D., Rosenbrock, H. & Dabbert, L. (Hrsg.), *Praxis Traumapädagogik – Perspektiven einer Fachdisziplin und ihrer Herausforderungen in verschiedenen Praxisfeldern* (S. 222-235). Weinheim & Basel: Beltz-Juventa.
- Zander, M. (2022). Ist Behinderung eine soziale Konstruktion? Zur Kritik sozialkonstruktivistischer Auffassungen in den (deutschsprachigen) Disability Studies. In *Zeitschrift für Disability Studies*.